



## »Der Schaffner wollte die Kerzen nicht anzünden«

*Ukrainische Meistererzählungen  
des frühen 20. Jahrhunderts*

Herausgegeben und mit einem Vorwort von  
**Katja Petrowskaja**

WALLSTEIN

»Der Schaffner wollte die Kerzen nicht anzünden«  
Erzählungen

UKRAINISCHE BIBLIOTHEK

Herausgegeben von  
Tanja Maljartschuk und Claudia Dathe

# »Der Schaffner wollte die Kerzen nicht anzünden«

*Ukrainische Meistererzählungen  
des frühen 20. Jahrhunderts*

Ausgewählt, herausgegeben und  
mit einem Vorwort von Katja Petrowskaja

Aus dem Ukrainischen übersetzt  
von Irina Bondas



WALLSTEIN VERLAG

Die »Ukrainische Bibliothek« wird gefördert  
vom Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien,  
vom Programm Kreatives Europa der Europäischen Union,  
vom Bundesministerium Kunst, Kultur, öffentlicher Dienst und Sport,  
von translit e. V., von der S. Fischer Stiftung  
und vom Institut für die Wissenschaften vom Menschen.

gefördert von:



 **Bundesministerium**  
Kunst, Kultur,  
öffentlicher Dienst und Sport

**TRANSIT**  
**ТРАНСЛІТ**

S . F I S C H E R  
S T I F T U N G



Institut für die Wissenschaften vom Menschen  
Institute for Human Sciences

Lektorat: Andrea Knigge  
Redaktion: Tanja Maljartschuk

© Wallstein Verlag, Göttingen 2026  
[www.wallstein-verlag.de](http://www.wallstein-verlag.de)

Wallstein Verlag GmbH, Geiststr. 11, 37073 Göttingen  
[info@wallstein-verlag.de](mailto:info@wallstein-verlag.de)

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond

Umschlaggestaltung: Marion Wiebel, Wallstein Verlag,

Coverfoto: DB-Museum, Nürnberg – DB AG/Historische Sammlung,  
Berlin, Inv.-Nr. HF-01-1300-B-1613

ISBN (Print) 978-3-8353-6001-3

ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-8966-3

ISBN (E-Book, epub) 978-3-8353-8967-0

# Inhalt

*Katja Petrowskaja*: Lesen in den Kriegszeiten. Vorwort 7

## Unterwegs

*Mychajlo Jazkiw*

Der Hermes des Praxiteles . . . . . 23

*Mychajlo Mohyljanskyj*

Die Braut . . . . . 27

*Mychajlo Kozjubynskyj*

Der Brief . . . . . 33

## Die Stadt der Frauen

*Iwan Franko*

Wilhelm Tell . . . . . 51

*Olena Ptschilka*

Das weiße Kätzchen . . . . . 61

*Olha Kobyljanska*

Valse mélancolique. Eine Novelle . . . . . 75

## Die Umbrüche

*Warwara Tscherednytschenko*

Nach dem Pogrom. (Skizze) . . . . . 127

*Geo Schkurupij*

Mond mit Gewehr . . . . . 135

<i>Halyna Orliwna</i>	
Die Pani . . . . .	155
<i>Mykola Chwyljowyj</i>	
Ich (Romantik) . . . . .	179

#### Die Nachfolger

<i>Walerjan Pidmohylnyj</i>	
Der Hajdamak . . . . .	205
<i>Walerjan Pidmohylnyj</i>	
Wanja . . . . .	227
<i>Hryhir Tjutjunnyk</i>	
Drei Kuckucke und eine Verbeugung (Übersetzt von Beatrix Kersten) . . . . .	247

#### Anhang

<i>Irina Bondas: Gedanken zur Übersetzung</i> . . . . .	257
Biografien, Anmerkungen und Worterklärungen . . . . .	260

KATJA PETROWSKAJA

*Lesen in den Kriegszeiten*

*Vorwort*

In dieser Sammlung begegnen Leserinnen und Leser sowohl kanonischen als auch kaum bekannten Stimmen der ukrainischen Literatur. Die hier aufgenommenen Texte – eine kleine Kostprobe, ein Mosaik, das sich über mehrere Jahrzehnte erstreckt – verstehen sich weder als wissenschaftliche Expertise noch als Versuch, die Geschichte der ukrainischen Literatur umfassend darzustellen. Vielmehr folgt diese Auswahl meiner persönlichen Leseerfahrung, die sich als eine unerwartete Folge des großflächigen Krieges Russlands gegen die Ukraine ergeben hat.

Seit Beginn dieser Invasion wuchs immer mehr das Gefühl der Entfernung zwischen uns – denjenigen, die im Ausland versuchten, dem Krieg etwas entgegenzusetzen, und jenen, die in ständiger Gefahr in der Ukraine leben. Keine Anstrengung, weder praktische Hilfe noch das direkte Schreiben über den Krieg, vermochte dieses Gefühl aufzuheben. Unablässig suchte ich nach Formen der Abwehr und des Widerstands.

Vielleicht wurde das intensive Lesen von Texten in ukrainischer Sprache – die ich in meinem deutschen Alltag nicht oft genug sprach, um darin zu »leben« – zu einem stillen Beitrag zu den gemeinsamen Anstrengungen. Und auch wenn es die Bilanz der Kriegshandlungen nicht änderte und keine Ruhe in mein Leben bringen konnte, las ich unaufhörlich. Ukrainisch zu lesen, wurde zu einer intuitiven Beschäftigung, zu meinem privaten Unternehmen, um diesen Krieg seelisch überhaupt verkraften zu können. Ich, eine russischsprachige Ukrainerin, die lange vor allem die moderne ukrainische Literatur gelesen hatte, aber kaum die ältere, wurde wieder zu einer Schülerin.

Dieses Lesen gab mir Halt und symbolisch – wie ich insgeheim hoffte – vielleicht auch den anderen.

Die Erzählungen sind in vier thematische Gruppen gegliedert, nur ungefähr chronologisch geordnet und umfassen den Zeitraum vom späten 19. Jahrhundert bis in die 1930er Jahre – mit einer einzigen Ausnahme.

*Unterwegs* versammelt drei Texte über zwei Reisen mit dem Zug und über eine Rückkehr, über Verbindungen zwischen Orten; *Die Stadt der Frauen* gewährt Einblicke in die emanzipatorischen Strömungen ihrer Zeit. *Die Umbrüche* stellen Texte aus der Zeit der Revolution und der daraus entstandenen Kriege nebeneinander, und der letzte Teil, *Die Nachfolger*, spannt einen Bogen über Epochen – mit der Frage nach tragischer Wiederholbarkeit desselben Sujets in der ukrainischen Literatur. Die Einteilung basiert auf meiner subjektiven Erfahrung; zugleich soll sie Leserinnen und Leser einladen und Orientierung bieten.

»Erfahrung« – in dem deutschen Wort steckt *die Fahrt*, und vielleicht setzt das auch eine eigene sprachliche Magie frei. Im Ukrainischen sind *номяз* [potjah] – Anziehung oder Anziehungskraft, dieser erste Hauch der Liebe – und *номяз* [potjah] – der Zug als Transportmittel – ein und dasselbe Wort. Auf Deutsch: Zug – ziehen – Anziehungskraft.

### *Unterwegs*

Die Idee der Bewegung strukturiert dieses Buch, und folgerichtig beginnt es mit drei Eisenbahnfahrten. Das Leben wie auch die Literatur des frühen 20. Jahrhunderts sind unvorstellbar ohne Züge, ohne Gespräche auf langen Fahrten, ohne Verbindungen zwischen Orten und Menschen, ohne Wiederkehr und Wiederaufbruch. Die ersten Erzählungen handeln von Krieg, Liebe und Zugehörigkeit, und diese Gleichzeitigkeit zeichnet auch unser heutiges Leben aus.

Alle drei Texte sind vor mehr als hundert Jahren geschrieben worden. Sie berühren die Epoche der Moderne: Wir fahren buchstäblich in die Moderne hinein.

Der Autor von *Der Hermes des Praxiteles*, Mychajlo Jazkiw, gehörte zur Gruppe »Junge Muse«, die *l'art pour l'art* propagierte und eine dekadente Stimmung pflegte. Die Erzählung atmet weibliche Erotik und kreist dennoch um das Thema Krieg. Drei Damen, ein schöner Offizier, der wie der antike Gott Hermes aussieht, und ein Landjunker sitzen in einem Zugabteil. Der Landjunker gibt patriotische und militante Floskeln von sich, preist den Krieg, vielleicht, um die Damen zu beeindrucken. Der Offizier widerspricht ihm, verurteilt den Krieg und meint, dass sich wahrer Patriotismus und nationale Werte in friedlicher schöpferischer Arbeit zeigen. Der Landjunker beschimpft ihn daraufhin als »Verräter«. Da entpuppt sich der Offizier als Kriegsversehrter: Im Krieg hat er beide Arme verloren. Und so ähnelt er eher der berühmten armlosen Skulptur des Praxiteles als dem Bild des erfinderischen Gottes Hermes.

Auch die Erzählung *Die Braut* von Mychajlo Mohyljanskyj spielt im Zug: Eine junge Dame ist auf dem Weg zu ihrem Verlobten. Sie begegnet einem jungen Mann und folgt dem Ruf des Körpers. Keine Psychologie, keine Erklärung, nur die Ewigkeit des Triebes, Diktat der Liebe. Gerade hier sind der Ort der Handlung – der Zug (*потяг*, potjah), der sich auf die Hochzeit zubewegt – und die Anziehungskraft (*потяг*, potjah) eines anderen Menschen in die Sprache eingeschrieben. War es ein Traum? Nach dem nächtlichen Abenteuer, vom Licht der Liebe überströmt, fährt *Die Braut* weiter zu ihrem Verlobten – »rein« und »unschuldig«, sie kommt pünktlich an, als wäre nichts geschehen. Neue Zeiten brechen an. Wir erwarten das Drama des Sündenfalls mit seinen Auswirkungen auf das ganze Leben der jungen Frau, stattdessen herrscht hier der Genuss der Liebe, die keiner Rechtfertigung bedarf. Liebe – sie ist einfach da.

Mychajlo Kozjubynskyj ist der Einzige aus dem Teil »Unterswegs«, der zum unumschränkten Kanon der ukrainischen Literatur gehört. Sein bekanntestes Werk, *Tini sabutyč predkiw* [Die Schatten der vergessenen Ahnen], werden einige Leserinnen und Leser bereits kennen: nicht zuletzt durch die kongeniale Verfilmung von Sergej Paradschanow. Und doch sind es die kleinen Novellen, die Kozjubynskyjs Ästhetik am reinsten verkörpern. Seine impressionistischen Naturbeschreibungen erinnern uns bisweilen an Bilder von van Gogh. Mich hat besonders *Der Brief* fasziniert: In dieser Erzählung stellt der Autor die kulturelle Topografie auf den Kopf. Zugleich wird hier die Frage nach Zugehörigkeit und ihren Attributen aufgeworfen.

Ein Student kehrt aus der Stadt in sein Heimatdorf zurück. Er erwartet ländliche Idylle und echte Gefühle – und landet mitten in einem Massaker. Zum Osterfest werden Tiere getötet, es wird gekocht und Blut fließt überall. Der junge Mann nimmt nur Fragmente wahr, Flecken der »Realität«, isolierte Bewegungen, etwas »Amputiertes«. Die ihm vertrauten Menschen töten Tiere, um das Opfer Christi und seine Auferstehung zu feiern. Damit wiederholen die Gläubigen die Rituale des Mordes, nicht den Weg Christi. Nur über das Blut kann er sich der Gemeinschaft wieder anschließen, sonst gehört er nicht mehr dazu. Es entsteht ein dramatischer Widerspruch zwischen der Liebe zu ihm Nahestehenden und dem Zwang gemeinschaftlicher Rituale. Darf man dazugehören ohne das Ritual? Gibt es eine Chance für Außenseiter?

In dieser kurzen, impressionistisch geschriebenen Erzählung erscheint ein Thema, das vielen Werken von Kozjubynskyj eigen ist: gewaltsamer Tod, die sinnlose und grenzenlose Macht eines Wesens über ein anderes. Mir scheint sogar, dass vielleicht der Impressionismus selbst – das Sehen des Details, des Fragments – ein Mittel ist, auf die Macht über das Narrativ zu verzichten, ein Versuch, Gewalt zu ver-

meiden. Und noch eine Kuriosität: Die Novelle wurde erstmals in der Zeitschrift der »Vegetarischen Gesellschaft« veröffentlicht.

In der Literaturgeschichte hält sich hartnäckig die Vorstellung, die ukrainische Literatur sei vorwiegend eine dörfliche: Sie spiele auf dem Land, handle von folkloristischen Themen und bediene sich volkstümlicher Ausdrucksformen. Armut, Tränen, die Tragödie der Knechtschaft. Vielleicht habe ich mich mit dieser Sammlung ein wenig dagegenstellen wollen und bewusst vor allem in Richtung Stadt geblickt.

### *Die Stadt der Frauen*

Für die nächsten drei Erzählungen gehen wir einige Jahre zurück – ins ukrainische *Fin de Siècle*. Frauen melden sich erstmals mit Nachdruck zu Wort, sie rücken in die Mitte des Erzählens, es entsteht eine ganze Generation von Schriftstellerinnen. Die Moderne zeigt sich in emanzipatorischen Ideen; Themen und Ideale verändern sich. An die Stelle des Positivismus tritt die Logik der Gefühle und Leidenschaften, an die Stelle der patriarchal geprägten Familienwerte tritt das Recht auf Selbstbestimmung. In zwei von den drei Erzählungen wird Musik zum Lackmустest der Gemüter, sie klärt die Zustände, wird zum höchsten Ausdruck der menschlichen Natur und sogar zum Strukturprinzip der Prosa.

Einer, der sich konsequent und beharrlich für die Frauenbewegung einsetzte, als Kritiker und Verleger Räume für Autorinnen öffnete und weibliche Themen wie Figuren in den Mittelpunkt brachte, war Iwan Franko. Die Erzählung *Wilhelm Tell* zeigt eine weitere wichtige Facette seines Schaffens. Zwei Verliebte – oder Verlobte (man erfährt beiläufig, dass sie zusammenleben, aber noch nicht verheiratet sind) besuchen die Oper. Die Gewalt der Musik lässt die Frau auf ihr Herz hören. Im Ekstatischen entblößen sich

ihre Natur, ihre wahren Wünsche und Gefühle. Der Mann hingegen verharret in seiner Rationalität; für ihn bleibt Musik ein gesellschaftliches Erlebnis, ein Statussymbol. Die kleinbürgerliche Haltung des Mannes erscheint seiner Partnerin karg und unerträglich, umso mehr angesichts von Tells Heroismus. Die überwältigende, mitreißende Musik verrichtet ihre Arbeit der Emanzipation. Für Iwan Franko ist es noch ein Schritt hin zu der Erkenntnis, dass die Frau ein eigenständiges Wesen ist, mit einem eigenen seelischen Territorium.

Franko ist ein Gigant der ukrainischen Literatur, der zu allen Zeiten zur Schullektüre gehörte; zahlreiche Theater und Institutionen tragen seinen Namen. Auch ich ging in meiner Kindheit auf dem Weg zur Schule täglich am monumentalen Iwan-Franko-Theater in Kyjiw vorbei und glaubte lange, der Name und das Theater seien dasselbe. Und es stimmte: Franko ist ein Koloss, seine Produktivität legendär. Dichter, Dramatiker, Übersetzer, Sprachwissenschaftler, klassischer Philologe, Ethnograph, Ökonom, politischer und gesellschaftlicher Aktivist – sein Werk fasst Dutzende Bände. Allein die Liste der von ihm übersetzten Autoren der Antike sprengt jede Vorstellungskraft. Man nannte ihn den »Titan der Arbeit«. Als Schriftsteller war er in allen Genres zu Hause: Er schrieb große Romane in klassischem Sinne ebenso wie kurze Prosa – ein weites Feld für Experimente.

*Das weiße Kätzchen* von Olena Ptschilka spiegelt *Wilhelm Tell* beinahe auf groteske Weise: Hier ist die Frau die eindeutig negative Figur. Eine »glückliche« Ehe – das Ideal der vorherigen Generation – wird in Frage gestellt und verwandelt sich in diesem Text in eine Form der Unterdrückung des Mannes. Hier übernimmt die Frau die Macht der patriarchalen Struktur. Eine bemerkenswerte Erzählung – zumal aus der Feder einer engagierten Kämpferin für Frauenrechte.

Olena Ptschilka ist nicht nur eine der ersten und bekanntesten Schriftstellerinnen, Mäzenatinnen und Aktivistinnen. Sie ist eine wahrhafte Verkörperung des Matriarchats und

knüpft unermüdlich die Netze des gesellschaftlichen Lebens um sich herum. Ihrer Familie entstammen viele ukrainische Intellektuelle: Ihr Bruder Mychajlo Drahomanow zählt zu den wichtigsten ukrainischen Historikern und Denkern, ihre Tochter Lesja Ukrajinka wird ein Star der ukrainischen Literatur, die zweite Tochter, Oksana Kosatsch-Schymanowska, ist Übersetzerin, Diplomatin und Pianistin, und auch ihr Enkel Jurij Kosatsch avanciert zu einem brillanten Schriftsteller der ukrainischen Emigration. Mit maßgeblicher Unterstützung von Iwan Franko gibt Olena Ptschilka 1887 den ersten feministischen Almanach *Perschyj Winok* [Der erste Kranz] heraus, mit vierzig Werken von Frauen.

Olha Kobyljanska geht noch einen Schritt weiter. Ihre Langnovelle *Valse mélancolique* gilt bis heute als das erste Werk des ukrainischen Feminismus. Ein Manifest. Aus heutiger Perspektive ist es nicht immer leicht, seine innovative und explosive Kraft nachzuvollziehen. Es mag weitschweifig, manchmal zu sentimental oder gar maniert erscheinen – doch damals gelang Kobyljanska mit dem Text ein echter Durchbruch, der endlose Kritikerdiskussionen auslöste und die Leser erschütterte. Drei Frauen träumen hier nicht von Männern, sondern von Studium, Arbeit und Kunst. Sie leben in einer Art Schwesternschaft, »sisterhood«, was allen Normen der Zeit ebenso widerspricht wie den Erwartungen ihrer Familien. Sofija, Hannusja und Marta – eine Pianistin, eine Malerin und eine Lehrerin – versuchen, ihren eigenen Lebensentwürfen zu folgen. Der Text ist von Selbständigkeit, Souveränität und intensiver Emotionalität durchdrungen. Die drei Figuren stehen für unterschiedliche Typen intellektueller Frauen und verkörpern verschiedene Wege der Lebensverwirklichung. Sensualität und Körperlichkeit sind wesentliche Elemente ihrer Freundschaft. Die Musik Chopins – drei Frauen im Dreiertakt des Walzers – wird zum inneren Antrieb des Textes: Verlangen, Sehnsucht, der Drang nach einem selbstbestimmten Leben, nach persönlicher

Erfüllung, aber auch nach einer eigenen Form. Weibliche Erotik spielt dabei eine große Rolle, und man darf in dieser Novelle die frühen Spuren gleichgeschlechtlicher Nähe, ja sogar lesbischer Liebe erkennen. Die Literaturwissenschaftlerin Wira Ahejewa hat deshalb das Werk als »lesbische Fantasie« bezeichnet.

Kobyljanskas Vorstellung vom »Ukrainischen« fand nicht überall Zustimmung. Sie propagierte eine europäische Bildung und pflegte den Kult der »starken Frau« – ironischerweise unter dem starken Einfluss von Nietzsche, dessen Frauenbild bekanntlich von offener Geringschätzung geprägt war. Als Tochter einer deutschsprachig gebildeten Familie in der Bukowina schrieb sie ihre ersten Werke auf Deutsch und übersetzte sie später selbst ins Ukrainische. Für viele war Kobyljanska deshalb »zu deutsch«, man beschimpfte sie sogar als »Deutsche« (»Nimetschyna!«), weil es in vielen ihrer Texte nichts genuin Ukrainisches gebe, weder Helden noch Themen. Sie verteidigte jedoch ihr Recht, das »Ukrainische« von den »Themen« zu befreien. Und es fällt uns heute nicht leicht, den Mut zu ermessen, den das erforderte.

Vermutlich ist sie auch die Erste in der ukrainischen Literatur, die körperliche Liebe beschrieben hat, etwa in der Erzählung *Pryroda* [Die Natur] (1887), in der es um eine Beziehung zwischen einem »wildem« Huzulen und einer emanzipierten Frau geht. Diese Geschichte erinnert an den Roman *Der Liebhaber der Lady Chatterley* von D.H. Lawrence, der vierzig Jahre später für einen Skandal sorgte.

*Valse mélancolique*, ursprünglich auf Deutsch verfasst, wurde von der Autorin selbst ins Ukrainische übertragen. Für diese Ausgabe erwogen wir zunächst, die ukrainische Fassung erneut ins Deutsche zu übersetzen; schließlich entschieden wir uns jedoch für den Abdruck des originalen deutschen Textes. Eine Frage am Rande: Was ist nationale Literatur?

## Die Umbrüche

Die nächste Gruppe der Texte umfasst die Zeit des blutigen Tumults: Pogrome, Umwälzungen, Revolutionen, Kriege. Eine neue Epoche setzt sich mit Gewalt durch, bestimmt das Leben, verändert die Grundlagen des Erzählens. In den Texten schimmern die Schicksale der Autorinnen und Autoren durch: Viele von ihnen fielen dem stalinistischen Terror der 1930er Jahre zum Opfer. Selbst beim Lesen ihrer frühen Werke bleibt dieser Gedanke ein ständiger, alarmierender Begleiter.

Ein harter Schnitt, ein scharfer Übergang von *Valse mélancolique* zu *Nach dem Pogrom* (im Original heißt die Erzählung *Pobromschtschyzja*, etwa »Pogrom-Frau«). Nie habe ich auf Ukrainisch etwas gelesen, was man dieser Erzählung von Warwara Tscherednytschenko an die Seite stellen könnte. In einem Krankenhauszimmer liegen sie zusammen: eine Bäuerin, die in die Stadt gekommen war, um an einem Pogrom gegen die jüdische Bevölkerung teilzunehmen, und die Frauen, die Opfer eben dieses Pogroms geworden sind. Die unmittelbare Begegnung verändert alles: In der extremen Not, in Armut und Schock entsteht eine weibliche Gemeinschaft. Die »Pogrom-Frau« nimmt eines der Opfer in Obhut, und sie beide suchen nach Wegen der gegenseitigen Hilfe. Eine atemberaubende Kurzgeschichte – und eine Rarität in der Literatur jener Zeit.

In Halyna Orliwnas Erzählung *Die Pani* hat eine Frau aus dem Landadel etwas nicht minder Nobles im Sinn: das Volk aufzuklären. Sie folgt den Idealen der sozialrevolutionären *Narodniki*, doch das Volk braucht Brot und Medikamente, es fehlt an allem, und *die Pani* mit ihren edlen Hunden wirkt wie ein Anachronismus. Nicht lange, und sie steht auf dem Markt, wo sie die Reste ihres einstigen Luxus verkauft, um nicht zu verhungern.

Die 1920er Jahre in der Ukraine sind einerseits vom Auf-

bau der sowjetischen Macht, andererseits vom in ganz Europa populären Futurismus in der bildenden Kunst und Literatur geprägt. Geo Schkurupij war einer seiner schillerndsten Vertreter – und zugleich der erste Autor in diesem Band, der zur ukrainischen »erschossenen Wiedergeburt« gehörte. Er wurde im Alter von einunddreißig Jahren verhaftet und mit vierunddreißig erschossen.

Als junger Dichter organisierte Geo Schkurupij futuristische Vereinigungen mit den buntesten, oft spielerischen Namen, gehörte zu den »Panfuturisten« und schuf äußerst expressive Werke. Seine Gedichte »Schlag! Schlag, Trommel der Traurigkeit!« oder »Semaphoren der Zukunft« werden heute von populären Bands vertont. Dass er sich selbst zum »König der Futuroprärien« ausgerufen hatte, nahmen die sowjetischen Machthaber später zum Anlass, ihn als Royalisten zu verfolgen. *Der Mond mit Gewehr*, eine Geschichte über militärische Ausbildung, die alle Bevölkerungsgruppen gleichstellt, könnte eine Reportage sein, doch sie entwickelt sich zu einer seltsam-witzigen Erzählung, die zwischen Sketch und Metaprosa schwankt.

*Ich (Romantik)* von Mykola Chwyljowyj zählt zu den bekanntesten Werken der ukrainischen Moderne – und wird Leserinnen und Leser vielleicht schockieren. Auch für mich gehört die Erzählung, ohne Übertreibung, zu den erschütterndsten Texten, die ich kenne. Erschütternd auch deshalb, weil rätselhaft bleibt, was besungen und was kritisch betrachtet wird: Das Bewusstsein des Helden ist gespalten. Der Text rast wie eine Herde wilder Pferde, die Gedanken verschwimmen wie in der Hitze, die revolutionäre Gewalt verändert die Natur selbst, die atomare Struktur der Welt und ihre Wahrnehmung. Der Held soll seine eigene Mutter töten. Die Grundlage des Lebens wird in Frage gestellt.

Hallt hier ein antikes Schicksal nach? Oder ist es ein Angriff auf das Christentum, in dem die Gottesmutter um ihren Sohn trauert? Chwyljowyj kehrt diese Frage radikal um: Die

neue Ordnung verlangt die Tötung der eigenen Mutter. Allegorie? Delirium?

Die Metaphern werden wahr. Zehn Jahre später nimmt sich Mykola Chwyljowyj, ein glühender Kommunist, das Leben. Er hatte gesehen, wie die revolutionären Ideen missbraucht wurden. Die Verhaftung seines Freundes und Schriftstellerkollegen Mychajlo Jalowyj war der letzte Schlag. In seinem Abschiedsbrief schrieb er: »Es lebe der Kommunismus.«

### *Die Nachfolger*

Ich wollte diesen Band mit einem Abschnitt *Erben* beschließen. Es ist eine Frage nach dem Vermächtnis der in dieser Sammlung präsentierten Autorinnen und Autoren und ihrer Zeit, *eine Frage nach den Kindern*. Um mich einer Antwort zu nähern, schlage ich drei Texte von zwei sehr unterschiedlichen Autoren vor: Walerjan Pidmohylnyj und Hryhir Tjutjunyk. Zwischen ihnen liegt nicht eine, sondern mehrere Epochen und deutlich mehr als eine Generation. Meine Auswahl mag unlogisch erscheinen: zwei Erzählungen aus den Jahren 1918/19 und eine aus dem Jahr 1976. Warum?

Dieses besondere Lesegefühl, die Berührung mit Texten und Schicksalen, lässt sich kaum erklären. In den ersten zwei Jahren des russischen Angriffs auf die Ukraine habe ich wie besessen gelernt und gelesen. In der Lektüre fand ich eine Art exterritoriale Eroberungstaktik, eine innere Form des Widerstands gegen die Vernichtung meines Landes, als hätte ich das Gelesene durch das Lesen selbst schützen und bewahren können.

Es wird einem beinahe unheimlich, wenn man die Biografien von Walerjan Pidmohylnyj und Hryhir Tjutjunyk nebeneinanderstellt. In ihnen verdichtet sich ein Kontext der ukrainischen Literatur, der von Trauer, nein, von Katastro-

phen geprägt ist. Pidmohylnyj, vielleicht der brillianteste Schriftsteller der ukrainischen Moderne, wird 1937 in der Mitte seines Lebens getötet; im selben Jahr wird Tjutjunnyks Vater Mychajlo verurteilt und nach Sibirien verschleppt. In meiner Vorstellung verschmelzen die beiden zu Teilen einer einzigen zerstörten Familie.

Walerjan Pidmohylnyj wurde verhaftet, als er 33 Jahre alt war. Ich kann mich von dem Gedanken nicht lösen, was noch aus ihm und seiner Literatur hätte werden können, welcher Reichtum hier ausgelöscht wurde, was entstanden wäre, wenn er länger gelebt hätte. Eine Unmöglichkeit, eine Träumerei, ein Schmerz, der nicht vergeht. Und es betraf nicht nur ihn, sondern Dutzende, Hunderte, Tausende Menschen, die später als »Erschossene Wiedergeburt« bezeichnet wurden.

Pidmohylnyj schrieb zahlreiche Erzählungen und Romane; die Zahl der von ihm übersetzten französischen Bücher ist schwindelerregend: Mehrere Bände u.a. von Anatole France, Balzac, Maupassant, Flaubert, Mérimée. Ich las seine feinsinnigen Übertragungen von Diderots *Rameaus Neffe* und *Die Nonne* und konnte spüren, wie er die Muskeln der ukrainischen Sprache trainierte, sie dehnte. Auch französische Lyrik übersetzte er; er absorbierte die Ästhetik der »verdammten« Dichter und ist vielleicht der französischste Autor der ukrainischen Moderne.

Zugleich gilt er als Begründer des ukrainischen intellektuellen Romans. Sein bekanntestes Werk, *Misto* [Die Stadt] – eine Ode an meine Heimatstadt Kyjiw – berührt bereits die Grenze des Existenzialismus und ist seit Kurzem auch ins Deutsche übersetzt. Pidmohylnyj war ein wahres Wunderkind, sich seiner Begabung bewusst. Er druckte seine ersten Erzählungen unter dem Titel *Twory. Tom I.* [Werke. Band I.] und zielte damit ohne Ironie auf den Klassikstatus.

Die beiden hier publizierten Erzählungen, im Alter von siebzehn und achtzehn Jahren geschrieben, schildern Über-

gänge, den Verlust der Unschuld. *Wanja* erzählt von einem Jungen, der in sich plötzlich eine wilde, vernichtende, zerstörerische Kraft entdeckt, gerichtet gegen ein kleines Wesen, das er geliebt hat. Diese Initiation durch Gewalt, das Erwachen des Männlichen, quält das Kind, das sein eigenes Verbrechen nicht aushält. Diese Erzählung offenbart ein tiefgründiges psychologisches Verständnis des Autors, das dekadente und folkloristische Angstbilder verbindet.

*Der Hajdamak* macht einen Sprung ins Erwachsensein, eine Initiation junger Gymnasiasten im Tumult der Revolution und der Kriegsjahre. Für einen von ihnen wird die Möglichkeit seiner eigenen Erschießung zum Beweis seiner Bedeutsamkeit, ja seiner Existenz.

Mit solchen Erzählungen beginnt Pidmohylnyj seinen literarischen Weg. Am Ende seines Lebens wurde er in die Straflager auf die Solowki-Insel verbannt. Kurz vor seiner Erschießung übersetzte er noch *Heinrich VI.* von Shakespeare und *Das Bildnis des Dorian Grey* von Oscar Wilde.

Am Ende dieser Anthologie steht ein Text aus einer ganz anderen Epoche. Als ich die kurze Erzählung mit dem geheimnisvollen Titel *Drei Kuckucke und eine Verbeugung* (1976) für mich entdeckte, geschah etwas Unerwartetes: Ich geriet in einen Resonanzraum, in dem viele andere Texte widerhallten, und das ist es, was das Wesen der Literatur ausmacht. Viele Generationen finden sich in dieser kurzen Erzählung wieder: die ewige Verbannung der Väter, die Vaterlosigkeit, die Entwurzelung, die unerfüllte Liebe, der heutige Krieg – alles verhängnisvolle Leitmotive.

Die Erzählung ist autobiographisch grundiert. Hryhir Tjutjunnyks Vater Mychajlo wurde verhaftet, als sein Sohn sechs Jahre alt war. Der Vater verschwand in den Weiten des Landes, der Ort seines Grabes ist unbekannt. *Drei Kuckucke* wird aus der Perspektive eines jungen Mannes erzählt, der über die Liebe einer Frau, Marfa, zu seinem längst verbannten Vater erfährt. Das Unglück wird nur angedeutet und die

unerfüllte Liebe in wenigen Worten ergreifend dargestellt. Es gibt den »letzten Brief« des Vaters: Mychajlo wird nie zurückkehren. Darin schreibt er an seine Frau, dass er stets die wandernde Seele der in ihn verliebten Marfa neben sich spüre, und schickt ihr *Drei Kuckucke und eine Verbeugung* – einen symbolischen Versuch, die Liebe abzuwehren. Hier lüftet sich das Geheimnis des Titels ein wenig – und es wird beiläufig »das ausweglose Sibirien« erwähnt – wohin sein Vater verschwunden war. Der Sohn kommentiert: »Das ›ausweglose Sibirien‹ war von unschlüssiger Hand dick mit schwarzer Tinte durchgestrichen, doch darüber hatte dieselbe Hand erneut ›das ausweglose Sibirien‹ geschrieben.«

Dieses »ausweglose Sibirien« traf mich: ein Sibirien, das nicht umgangen, nicht erfasst werden kann, ausweglos, auch wenn man es dreimal durchstreicht. Es klang wie ein Zitat, und tatsächlich stammte es aus Taras Schewtschenkos Poem *Kaukasus*. Gegen meinen Willen erhob sich vor mir ein gewaltiger Berg, ein Berg der Trauer – auf Ukrainisch: hora horja –, unabgetragen bis heute.

Es war im zweiten Kriegswinter, als ich Schewtschenkos *Kaukasus* zu lesen begann. Ein heimatloser, ruheloser Geist, unverortet, im Mitgefühl mit den unterdrückten Völkern lebend – dieser Geist ist das unterdrückte Volk des Kaukasus wie der Ukraine selbst. Schewtschenko, der in der Verbannung lebte, steht am Anfang dieser endlosen Wiederholung. In seinem Schicksal verbinden sich beinahe mythisches Unglück und ein Talent von solch überwältigender Strahlkraft, dass das Imperium es zwangsläufig vernichten musste.

So führte mich die kleine Erzählung Tjutjunnyks zu einem Erlebnis, bei dem Literatur aufhört, Literatur zu sein, und zu Erfahrung wird, zu etwas, das jetzt gerade passiert.

Unterwegs



*Der Hermes des Praxiteles*

Der Zug hatte vor einer Weile mitten im Feld angehalten. Im Wagen der ersten Klasse saß eine heitere Damenrunde auf dem Weg zum Ball. Im mittleren Abteil hatte ein junger Offizier in Pelerine am Fenster Platz genommen, ihm gegenüber ein plumper Landjunker. Der Offizier hatte die ungeteilte Aufmerksamkeit der Damen.

Zum Spiel ihrer Augen tuschelten sie über den ungewöhnlichen jungen Mann. Kurze, ebenholzschwarze Locken krönten seinen unbedeckten Kopf und betonten zusätzlich sein leuchtendes Gesicht mit den dunkelblauen Augen. Er stand auf, trat ans Fenster und schaute in die Ferne.

Besonders drei der Schönheiten konnten ihren Blick nicht von ihm abwenden. Die rechte, eine Kunstlehrerin mit goldenem Haar und veilchenblauen Augen, huschte mit zarten Fingern über ihren Zeichenblock, um sein Profil einzufangen. Die mittlere, deren längliches Gesicht etwas Männliches besaß, wippte mit dem übergeschlagenen Bein und lächelte zufrieden vor sich hin. Die linke hatte sich bei ihr eingehakt, kniff die dunklen Augen zusammen und gurrte einer Taube gleich mit heißem Atem:

»Diese schamhaften bleichen Wangen brennen darauf, geküsst zu werden.«

Die Mittlere bemerkte: »Eine unerbittliche Traurigkeit hat sich in seine Seele eingebrannt.«

Die Blonde fügte hinzu: »Hals und Kopf verlaufen in einer einzigen geschwungenen Linie. Seine Umarmung muss zum Sterben schön sein. Wahrlich, der Hermes des Praxiteles.«

Ihre Gefährtinnen nickten zustimmend.

Der plumpe Landjunker glich einem Fass. Er versuchte,

seinen Nachbarn in ein Gespräch über die Gesetzmäßigkeit der Gegensätze und den Krieg als ewigen Zustand aller Völker zu verwickeln. Als Beweis führte er an, dass das Leben unverändert weitergehe, während an fernen Fronten Blut in Strömen fließe und sich Leichenberge häuften.

Die Stimme des Junkers dröhnte vor ungebrochener Selbstsicherheit wie eine Trommel. Der Offizier warf ihm einen schiefen Blick zu, Spott blitzte in seinen Augen auf, und auf seinem Gesicht zeigten sich rote Flecken.

»Krieg ist verfluchte Niedertracht und Schande der Menschheit«, herrschte ihn der junge Mann an.

Der Junker riss die Augen weit auf.

»Wie?! So spricht ein Offizier von der heiligen Sache, die das Heimatland vor dem Feind schützt? Das ist ein Akt des Ungehorsams gegen die Nationalethik und Blasphemie gegen die Gesellschaftsmoral!«

Darauf entgegnete der Offizier:

»Die Heimat schützt schöpferische Arbeit und die Kraft der Liebe, nicht Gewalt, Unterdrückung, Unmenschlichkeit und Raub. Was geht mich die Nationalethik an, wenn sie ungerecht ist? Was geht mich die Gesellschaft an, die mich meines Lebens beraubt? Warum sollte ich alle anderen Völker hassen? Eine Geigensaite oder eine Buchseite ist wertvoller für Heimat und Menschheit als das gelobte Land der Schmarotzer. Wissen Sie nicht, dass die Armen zu Gott beten, während er sein Manna den Satten gibt? Und unsere wahren Götter waten derzeit durch den Sumpf.«

Der Junker wurde zornig.

»Der Krieg folgt einer alten Tradition der Menschheit, anerkannt von der gesamten zivilisierten Welt.«

Der Jüngling hielt dagegen:

»Offenbar hat diese Welt nichts aus der Geschichte gelernt. Und von echter Kultur ist sie noch weit entfernt, solange ihr kein anderer Ausweg bleibt.«

Der Junker tobte vor Wut:

»Schweigt! Ich lasse Euch verhaften! Ich habe gesehen, dass Ihr nicht einmal die Mütze mit dem Zeichen des Monarchen – dem Symbol des Staates – abgenommen habt, Ihr habt nur verächtlich den Kopf geschüttelt, bis die Mütze unter die Bank flog. Folgt mir! Eure Papiere!«

Der Offizier stand auf, hinter ihm sein Diener. Der Diener trat zum Offizier, schlug die Pelerine auf dessen Schultern zurück und zog die Papiere aus seiner Brusttasche. Leere Ärmel baumelten an den Seiten: Der Offizier hatte keine Arme. Ein Schauer erfasste die Anwesenden.

Aus der Ecke erklang unterdrücktes Stöhnen, dann Schluchzen. Die Hände der Frauen schnellten in die Luft, darin ihre Schirme mit glänzenden Spitzen, und wie Hagelkörner prasselten die Hiebe auf den Melonenkopf des dicken Junkers nieder.



*Die Braut*

Der Schaffner wollte die Kerzen nicht anzünden, und das enge Bahnabteil versank in Dunkelheit. Sie schien aus allen Winkeln hervorzufließen, ja selbst durchs Fenster herein, in dem von der Pritsche aus der Himmel zu sehen war, an dem bereits zarte Sterne flimmerten. Ob es nun am eintönigen Rattern der Eisenbahn lag oder am ebenso eintönigen, aber süßen, behaglichen Tagträumen – die Lider der jungen Frau wurden schwer, und der Schlaf stand schon bereit, sie in seine Arme zu schließen. Plötzlich jedoch ergriff sie Unruhe; nervös hob sie den Kopf, und kaum hatte sie ihn wieder aufs Kissen gesenkt, war der Schlaf von ihr gewichen. Aus der dunklen Ecke gegenüber glommen Augen, die sich nicht von den ihren zu lösen schienen. Diesem unbeirrbaren Blick war sie bereits am Tage begegnet, als sie im Gespräch mit einer zufälligen Reisegefährtin erwähnt hatte, sie habe eben die letzte Prüfung der Höheren Frauenkurse abgelegt und fahre nun in den Süden, wo sie gleich nach der Ankunft ihren Verlobten heiraten wolle.

Ihr war aufgefallen, dass sich währenddessen ein seltsames Lächeln flüchtig auf seine vollen Lippen gelegt hatte und im weichen hellbraunen Bart verschwunden war. Die Augen des Fremden jedoch behielten ihre nachdenklich-träumerische Ernsthaftigkeit, und ihr wachsamer Blick machte die junge Frau verlegen. Um diese Verlegenheit abzustreifen – die nichts Anstößiges, nichts Unangenehmes in sich barg –, wick sie dem Blick des Fremden bewusst aus, obwohl sie der Bann jener Schwärmeraugen lockte, und suchte Zerstreuung in der Unterhaltung mit ihrer Nachbarin.

Nach einer halben Stunde stieg die Gesprächspartnerin